

Gespräche mit  
Barbara James,

(Volksliedarchiv Freiburg)

Eckhard Frahm,

(empirischer Kulturwissenschaftler)

Godehard Schramm,

(Schriftsteller, Nürnberg)

Fitzgerald Kusz

(Schriftsteller, Nürnberg)

WZ: Nehmen wir die Kirchweih als Beispiel. Kirchweih hat Ventilfunktion. Es ist eine Art Austobefest. Die Wichtigkeit dieser Funktion ist doch vorbei? Ja das Dorf existiert ja auch nicht mehr in der Abgeschlossenheit. Die Städter ziehen immer mehr aufs Dorf. Stadt und Land Gegensätze heben sich auf. Und solche Annäherungen bringen auch Vorteile. Sie können erlösend für komplizierte kulturelle Situationen sein. Die Rituale an Kirchweihn haben sich doch aufgelöst wegen permanenten Einrichtungen wie Diskotheken, usw.. Und es ist interessant zu beobachten wie sich hier überliefertes durchdringt mit dem was die junge Generation fordert. Und dass dafür der Tanzboden mit Zwiefachem und Schottischem nicht mehr genügt, ist doch klar. Margaret Mead spricht von postfigurativer, cofigurativer und prefigurativer Kultur. Was sie meint ist die Tendenz, die zu verspüren ist, dass traditionalistische Kulturen also wo Regeln von Vater auf Sohn weitergegeben wurden immer mehr durchdringen und teilweise auflösen in prefigurative Kulturen wo Verhaltensmuster von den Jugendlichen ausgehen und die Generation der Erwachsenen prägen. Angesichts dieser Realität ist jede konservierende Haltung gegenüber kulturellen Ausdrucksformen falsch.

BJ: Aber es zeigt sich doch immer mehr, dass ein Vakuum entstanden ist. Und dass die Leute vor lauter Massenkommunikation nicht mehr zu 'ner Einzelkommunikation kommen können. In ländlichen und in städtischen Situationen. Eigentlich geht es mehr von der Stadt aus. All die reaktionären Bestrebungen jetzt kommen von den Städten, mehr zu verbieten, die sexuellen Freizügigkeiten zurückzunehmen. Genauso wie die fortschrittlichen Bewegungen auch von den Städten ausgegangen sind.

WZ: Das heißt, das Land wieder als Stabilitätsfaktor wichtig nehmen.

BJ: Ja im Augenblick ist das Land ein Teil, das für das Reaktionäre erst wieder erobert werden muss. Aber zum andern sind die Leute da auch nie anders geworden.

WZ: Ja soll das heißen, dass man davon lernen soll? Zum Beispiel die Bauern aus dem Dorf, in dem ich aufgewachsen bin. Da hat sich in den fünf Generationen, die die da lebten nichts geändert, obwohl sie alle technologischen Neuerungen und Erleichterungen mitgemacht haben. Also anstelle mit

Pferden mit 'nem Traktor ackern. Aber an 'ner Grundhaltung dieser Charaktere hat sich nichts geändert. Diese erstaunliche Festhaltung an grundlegenden Bedürfnissen, etwas was uns heute ja schon wie Bedürfnislosigkeit vorkommt.

BJ: Ja diese Sozialisation auf eine Notsituation hin, die wirkt sich da heute noch voll aus, obwohl es völlig übertrieben ist. Die Leute machen sich teilweise völlig kaputt. Die sind erzogen worden, aufs Leben trainiert worden, eigentlich auf eine Situation, die eine permanente Notsituation ist. Die putzen den ganzen Tag das ganze Haus. Also das ist angepaßt für gestampfte Lehm Böden und für Kinder die rumlaufen und keine Windeln tragen und sowas. Aber wenn das nicht mehr der Fall ist warum putz ich dann noch die ganze Zeit. Die Männer die schufteten die ganze Woche. Die haben längst genug zum Leben. Die verschaffen ihr ganzes Leben ohne dass sie da irgendetwas gewinnen. Im Gegenteil sie schmeißen alte Sachen weg, die einen wesentlich größeren Wert besitzen. Und das kann man objektiv sagen. Als das, was sie sich neu erwerben und an die Stelle setzen. Und was für sie überhaupt keine Arbeitserleichterung bedeutet. Sie gestalten ihre Umwelt in einem Maße um, bloß um auch konform zu sein.

WZ: Ja und da sind wir am Punkt. Die Frage ist, ob diese Änderungen Entlastungen bringen für das was die Bürde eines Berufs war oder inwieweit die es nicht tun. Die Änderung der Bedeutung von Kirchweih also etwas ist was man bedauert oder einfach nicht mehr braucht weil sich die Funktion verlagert hat. Wieweit soll man also solche wichtigen Feste oder Bräuche auch wenn sie teilweise nur noch in der Erinnerung alter Leute existieren, festhalten und neubewerten.

BJ: Ja der Bausinger ist der Meinung, dass man sich da von emanzipatorischen Grundsätzen leiten lassen muss. Es geht nicht an, seiner Meinung nach und ich finde das auch, Bräuche zu konservieren oder als bemerkenswert in der Erinnerung der Leute zu verfestigen, die hauptsächlich soziale Sanktionen beinhalten. Und Abwehr andersartiger und so, die Toleranz behindern. Man kann sie schon aufzeichnen aber man muss durch sein Verhalten zu verstehen geben, was man davon hält. Und nicht: 000H Sie haben auch diesen schönen alten Brauch.

EF: Die Frage der regionalen Erfahrung kann jetzt gar nicht wichtig genug genommen werden. In der Eifel muss man, glaub ich, anders singen als in Stuttgart.

WZ: Wenn das wichtig war fand ich's reaktionär.

EF: In der Methode sicher gleich aber in den Inhalten verschieden. In der Eifel habe ich doch andere Erfahrungen gemacht. Mit Landschaft, mit Natur, mit Herrschaft, mit Behörden als in Stuttgart. Ich hab auch andere Lebensbedürfnisse, ich hab auch andere Sehweisen.

WZ: Aber diese Einstellung fördert doch ein Denken, wo man meint, jedem geografischem Fleckchen sein kulturelles Musterchen.

EF: Ja sicher auf der einen Seite sehe ich die Weitläufigkeit und das Überwinden von Barrieren. Auf der anderen Seite muss man ja auch sagen, dass man Barrieren nicht als Restriktion ansehen sollte, sondern die haben ja auch eine ganz bestimmte kommunikative Funktion. Es gibt Sicherheit. Wenn ich als Dialektsprecher in 'ne Kneipe gehe, habe ich sofort Anschluß.

WZ: Sicher man fühlt sich eingebettet,. Aber die Frage ist, wie so eine Einstellung auf die Realität vorbereitet. Was zum Beispiel Leute, die sich mit Akkulturation beschäftigen feststellen, ist, dass Gebiete, die sich sehr stark kulturell abgrenzen, angesichts einer hochtechnisierten Zivilisation und deren vielleicht dominanten kulturellen Formen, also wenn sie sich ganz stark auf ihr eigenes konzentriert haben. Diese Einstellung hat häufig dazu geführt, dass sie den Akkulturationsphänomenen schließlich am meisten ausgeliefert waren, weil sie nicht lernten zu integrieren. Also kulturelle Engstirnigkeit führt zu nichts.

EF: Heute erleben wir doch eins, dass aufgrund von bestimmten Stadtentwicklungen, so etwas wie ein abstraktes Heimatgefühl entsteht, das sich wahllos an ganz beliebige Gegenstände heften lässt. Während früher Heimatgefühl ganz konkrete Zuordnung gehabt hat. Und halte das nicht unbedingt für 'nen Fortschritt, dieses abstrakte Heimatgefühl. Der Vorteil ist, dass Leute, die rückständig sind nicht so schnell aufgesogen werden und manipuliert werden.

WZ: Ja dieses Bewußtsein, kultureller Geborgenheit kann vielleicht die Leute da-

hin führen, integrierend zu denken. Aber meistens ist es doch so, dass kulturelle Geborgenheit reaktionäres Verhalten mit sich bringt. Oder?

EF: Ich glaube wir sind heute schon an einem Punkt, wo diese bisherigen Akkulturationsphänomene neu überdacht werden müssen. dass man diese Sicherheitskomponente betont und ich glaube, dass man von materiellen Entwicklungen, im Familienbereich und so ganz bestimmte Dinge weiter vortreiben kann als kulturelle Phänomene.

WZ: Sie sehen also 'ne Tendenz, dass emanzipatorische Bestrebungen parallel zu dem sich Besinnen auf das Regionale gehen. Es klingt für mich noch paradox aber es wäre schön, wenn es funktionierte.

EF: Ich glaube, dass es zwei Tendenzen gibt. Auf der einen Seite ein noch weiteres Fortschreiten und Entfaltung der Konzentration in Medienbereichen und Kulturbereichen. dass es also quasi eine Entwicklung zu den zwei Kulturen von Lenin gibt. dass dann die zweite Kultur durch Kleinräumigkeit gekennzeichnet ist. Ich arbeite gerade an einem Kapitel über Heimat als Orientierungsrahmen. dass man auf der einen Seite so eine gewisse Funktion von Orientierung hat auf der anderen Seite natürlich auch die Tendenz zur Verfestigung. Das führt einerseits dazu, dass die Gemeinden immer abhängiger werden von überregionalen Entscheidungen, die etwas ändern und dann an Grenzen kommen, die durch Dinge von oben gesetzt werden. Ich glaube eben, dass es dahingehend zunehmend zu Konflikten kommen wird, weil eben diese großen Strukturen, Entscheidungen usw., den Leuten im konkreten Alltag, etwas zu sagen haben. Also einerseits diese Tendenz zu großen Verwaltungseinheiten. Auf der anderen Seite sowas wie regionalen, lokalen Trotz und Widerstand. Ich behaupte, dass in einer Gesellschaft, die im Umbruch ist und wo bisheriger Sinn zerstört wird, nicht aller Sinn nur bisheriger Sinn, dass dieser Sinn von Leuten mittels Kommunikation wieder selbst hergestellt wird.

WZ: Ohne dass das 'ne Regression wäre.

EF: Das hat mit Regression nichts zu tun. Ich würde im Marx'schen Sinne ganz allgemein sagen. Die arbeiten sich an etwas ab. Da es eben ein zunehmend anonymes Gegenüber ist.

WZ: Ich finde es zur Zeit wichtig, dass die jungen Leute sich Gedanken machen sollten über, ah... was, über unsere eigene Kultur. Weil ich einfach das Gefühl habe, dass die Leute die spontan Musik machen, zusehr amerikanisiert sind in ihren Aktivitäten. dass die Schallplattenindustrie ganz klare Maßstäbe setzt über das, was man musikalisch tun soll. Deshalb versuch' ich zunächst eine Art Dokumentation zu machen. Also erstmal auszugraben, was noch an Originalität da ist. Man muss Folklore ja unterscheiden, das was konfektioniert ist zur Fremdenverkehrsattraktion und dem, was vereinzelt doch in einem originale Kontext funktioniert. So versuch' ich all die Originaltypen zu finden, fahrende Sänger, Leute, die noch auf Kirchweihn auftreten oder in Wirtshäusern. Vielleicht gibt's sowas noch? Einfach mal versuchen! Mir ist auch klar, dass das desillusionierend werden kann.

GS: Du ich hab 'n Stück gemacht, das heißt VOLKSMUSIK, wo ich sehr unterschiedliche Musiken zusammenbringe. Und dem ist ein Dialog unterlegt, der herausfragt, was es da noch so gibt. Das läuft dann darauf hinaus, dass es zum Teil 'ne Einstellungsfrage ist gegen den Markt. dass sich also unabhängig vom Schallplattenmarkt was hält. Und zwar ganz spezifisch Orts- und Situationsgebunden. Ich hab' also in Portugal gemerkt, da waren wir im Sommer fast 6 Wochen, dass es Situationen gibt, wo Musik ganz anders eingreift als dass es nur Konsumgut ist. Wo sie ein Stück Entscheidungsgeschichte wird. Wo sie 'ne Funktion hat. Und das findet sich hier ja auch noch bei bestimmten Festen. Und da bin ich darauf gestoßen, dass man den Begriff TRADITION anders begreifen muss. Und wahrscheinlich nur an die Sache herankommt, wenn man ganz paradox, um nicht zu sagen dialektisch den Begriff Kontinuität versteht. Und zwar Kontinuität in dem Sinn, dass ein gewisses Klangreservoir vorhanden ist. dass aber nicht in dem Sinne wie Entwicklung von Beethoven über Schubert hin zu Stravinski und Webern eine Weiterentwicklung sieht, sondern dass man einen kontinuierlichen Schatz hat, sowie sich Märchen nicht verändern, oder kaum verändern. Wo also der Inhalt bleibt und nur bestimmte Aufführungsformen sich verändern. Und wo es also offensichtlich ein Bedürfnis nach so einer Kontinuität gibt, was aber und das ist das paradoxe daran, was aber genauso miteinschließt, diese Zeitlosigkeit, die also einen späten Beethoven neben einem Busoni verträgt. Zeit nicht als Fortschrittsentwicklung.

WZ: Ich bin schon dafür, dass man Sachen aus einem historischen Kontext herauslöst, um sie nicht in dieser unverantwortlichen Distanz zu genießen, wie alles traditionali-

stisch Dargebotenes.

GS: Ich bin mir nicht ganz im Klaren, aber ich finde, dass es archetypische Formen gibt, die adäquat zu sehen sind zu konstanten Sehnsüchten nach bestimmten Verhaltensformen. Also wenn du jetzt mal 'nen ganz abstrakten Begriff nimmst wie ZUSAMMENLEBEN IN EINEM DORF! Mit dem Versuch an bestimmten Tagen im Jahr, bestimmte Arbeitsprozesse zu unterbrechen und ganz bewusst nichts anderes zu tun, als beieinander zu hocken, Bier zu trinken, zu tanzen. dass dieses Verhalten 'ne archetypische Struktur ist. Und entsprechend dazu ist, ne Musik gibt, die ähnlich alt ist und insofern also zeittransponierbar.

WZ: Ja und hier wird es wichtig mit welchem methodischen Ansatz man an die Sache 'rangingt. Ob man beobachten soll an einem Ort. Sich ein Dorf vorzunehmen, wo über einen Zeitraum die noch funktionierenden und die nicht mehr funktionierenden ritualen Situationen festgehalten werden. Und ausschließlich dieses Dorf als Modellfall nehmen. Und von daher Einsichten zu bekommen über die Universalität oder Multiversalität dieser Situation. Oder ob man verschiedene geografische Situationen wählt und durch einen Vergleich Gemeinsamkeiten und Verschiedenheiten feststellt. Eigentlich geht es mir jetzt nicht so sehr darum, das Universelle herauszufinden als vielmehr das Multiverselle also das, was nur in dieser geografischen Umgebung so ist und nicht anderswo. Und dass man dann das LOKALE versucht TOTAL zu erfassen. Und die Ergebnisse dieser Beobachtung benutzt als Beispiel für funktionierende Kultur. Und dann benutzen wir das Lokale auch nicht zur Abschirmung von anderen Kulturen, sondern integrieren und" uns als einen der bunten Flecken, die den Kulturteppich überregional und international bestimmen "akzeptieren. Hast Du denn eigentlich Beobachtungen gemacht, ob Folklore in einer originalen Form noch existiert?

GS: Ja! Zum Beispiel, was für mich ganz wichtig ist, ist das Engagement der Leute. Weniger das Problem der Zuhörer, sondern der Leute, die da spielen. Also AMATEURE. Der eine ist am Vormittag KFZ-Mechaniker, der andere fährt seinen Mist aus. Der andere fährt mit dem Bagger durch die Gegend. Und zu einer bestimmten Zeit schlüpfen sie in eine andere Rolle. Mit genau denselben Organen die sie haben und betätigen ihre Instrumente. Mehr oder minder amateurhaft. Durch diesen Schritt jetzt praktisch die Tätigkeit zu wechseln, in eine Tätigkeit überzuwechseln, die ihnen primär kein Geld bringt, - auch wenn sie was kriegen wenn sie in einer Wirtschaft auftreten - das führt dazu, dass sich eine andere Gruppe bildet. Und diese Gruppe unterwirft sich einem Reglement, nämlich dem, was auf den Notenblättern steht. dass dieser Eintritt in eine in gewisser Weise reglementierte Kleingruppe, Kleingesell-

schaft, also so etwas wie Gemeinsamkeit organisiert wird für sie. Und so die Musik eine zweite Bedeutungsebene gewinnt für sie.

WZ: Eben vor allem, dass sie entlastet sind von dem Bedürfnis, Geld zu verdienen. Das muss man als ganz wichtig festhalten, weil genau das die Originalität einer Aktion definiert und garantiert.

GS: Also wenn du zum Beispiel runtergehst ins südliche Mittelfranken, zum Beispiel ins Lautertal. Das ist 'ne relativ abgeschirmte Gegend. Relativ wenig Tourismus wo also niemand glaubt, dass er was präsentieren müsste. Da gibts eben einfach Gruppen wie die Eichstädter Stubenmusik, größere und kleinere Gruppen, die also wirklich nicht etwas machen, um Geld zu verdienen. Und an den Kirchweihn werden die dann eingesetzt und da besteht also noch der unmittelbare Kontakt zwischen dem der zuhört und dem der die Musik macht, der sie aufführt.

WZ: Wenn man aber weiter südlich geht nach Oberbayern stößt man auf ein Paradox, das unsere Realität geschaffen hat. Folklore war da unglaublich reich an ritualen Situationen und gerade deshalb bot es sich der Industrie zur Konfektionierung an. Die eigentliche Stärke dieser Folklore wird also feste benutzt von den Institutionen zum Geld machen. Und die Rundfunkanstalten haben auch zu dieser Entfremdung beigetragen. Da sie alles Amateurhafte aus ihren Sendungen gedrängt haben, um dem Spontaneität tötenden Perfektionismus Platz zu machen. Man muss sich also heute als Volksmusikgruppe konfektionieren im Klang, der keine Rauigkeit mehr vertragen kann. Das Unvollkommene, das immer auch das Direktere war macht dem Profithaften Polierten Platz.

GS: Ja da ist Franken im Vorteil, da es hier noch viele Alleinunterhalter gibt und die großen Blechensembles gar nicht in dem Maße vorhanden sind wie in Oberbayern. In meinem VOLKSMUSIK Stück kommt zum Beispiel ein Birkenblattbläser vor, du kennst den quäkenden Klang ba ba be be be ba ba bam. Diese Musik verlangt natürlich auch 'ne andere Aufmerksamkeit. Es ist also mehr als 'ne Begleitmusik zum Biertrinken.

WZ: Man muss also versuchen, solche Einzeltypen zu suchen und soviel wie möglich von

deren Aktivitäten einzufangen. Die Frage ist inwieweit man, wenn solch eine Sammlung gemacht ist, man lernen kann für eine weniger entfremdete Kultur. Oder ob es eine Bestandsaufnahme wird, die nur desillusionieren kann. dass ich also Leute treffen, die schon 10 Jahre nicht mehr gesungen haben, weil sie inzwischen schon so alt geworden sind, nur noch davon zu erzählen. Die Frage ist inwieweit man die Erfahrung solch einer Sammlung auch integrieren kann für musikalische Aktivitäten der jungen Generation. Man könnte die kulturelle Orientierungslosigkeit gerade der, die jetzt aus den Schulen kommen, auffangen. Es wird ihnen diese Volksmusik gar nicht angeboten, da sie repräsentativ für die ältere Generation ist und auch durch den kulturellen Fehlschluss des Bewahrens von überlieferten in ihrer altertümelnden Behäbigkeit stecken blieb. Also das große Problem ist, wie integriere ich diese Musik ohne sie zu konfektionieren.

GS: Wenn du was auffangen willst, musste was organisieren. Und da kommste genau in die Problematik, wie es also in der Sowjetunion ist mit dem organisierten Aufarbeiten des Erbes. Du hast da nur noch staatlich bezahlte Spezialisten, die Erbe pflegen und durch sämtliche Unionsrepubliken reisen. Wo dann diese Unmittelbarkeit, die es früher mal gab, nicht mehr gibt, weil's praktisch internationalisiert wird. Adäquat war' das so, wenn also ein fränkischer Birkenblattbläser um die Volksmusik zu retten, nächstens in Hamburg auftritt und die Musik vielleicht nicht auf einen vorbereitenden Boden stößt.

WZ: Aber das fände ich gut. Weil es die Tür aufmacht, dass Volksmusik nicht kultureller Schutz sein soll oder geografische Abgrenzung, sondern das Lokale als Austauschbares. In einem Gespräch mit einem der Musiker, die ich in den USA getroffen habe, sind wir darauf gekommen, dass die Idee von einer GANZEN WELT KULTUR nur funktionieren kann, wenn jeder Bereich seine Unabhängigkeit hat und seine Stärke behält, nicht um imperialistisch zu werden oder sich einzukapseln, sondern von diesem Gefühl der Stärke überhaupt so etwas wie Toleranz und einfach Neugier zu entwickeln.

GS: Diese Art von Neugier fehlt uns ja größtenteils. Es fehlt wirklich ein positiver Internationalismus.

WZ: Die Frage ist, Regionalismus nicht als Persönlichkeitsstärkendes Moment zu benutzen, sondern als Technik zur Dezentralisierung von Kultur angesichts der zunehmenden Monopolisierung.

FK: Ich glaub' da rennt man in Deutschland sowieso offene Türen ein, was also Dezentralisierung von Kultur anbelangt. Diese Funktion der Dezentralisierung erfüllt objektiv Revolutionäres in Frankreich. Dort ist ja sowas wie ein sprachlicher Imperialismus errichtet worden durch die Académie Française und ähnliche Institutionen. Und dies ging eindeutig auf Kosten der Regionalsprachen wie Picardie und Languedoc. Bei uns ist der Prozess gar nicht vergleichbar. Deutschland war schon immer dezentralisiert. Was mich an regionaler Identität interessiert, ist nicht die Tatsache, dass man Bayer oder Schwabe sein soll oder Badenser, sondern die sprachliche Identität, dass diese Barrieren einfach wegfallen, Sprache als Diskriminierungsmittel.

WZ: Aber es wird doch gerade als Diskriminierungsmittel benutzt von Leuten, die diese sprachlich regionale Identität haben. Leute, die diese sprachliche Identität suchen, die nichts als Diskriminierungsmittel zur Verfügung haben, können von daher viel offener sein, integrierender sein. Die würden sich viel leichter in ein Türkenlokal hocken. Der Akkulturationsvorgang der Vermischung und Durchdringung von Kulturen ist doch Realität, funktioniert besser bei Leuten, die nicht dieses starke Identitätsbewusstsein in ihrer Sprache haben.

FK: Das ist richtig. Aber der Witz ist ja, dass der Durchschnitts Nürnberger, der so Abends sein Bier trinkt und stockreaktionär ist, und seine Mundart rührt, dass derselbe Nürnberger sein letztes Hochdeutsch 'rauskramt, wenn er aufs Finanzamt muss und mit den betreffenden Herrn verhandelt. Es stimmt, dass in der Mundart ein ungeheuer reaktionäres Potential steckt, weils eben aus einem Arsenal von Sprüchen besteht. Diese Sprüche sind eben die Zeichen der regionalen Verfestigung, mit allem wie Schutz nach außen usw..

WZ: Eben deshalb müsste man noch weiter gehen und die Phänomene von Akkulturation beachten. Und in wie weit Sprache als Barriere benutzt wird. Oder in wie weit eine geografisch definierte Geborgenheit das nötige Selbstverständnis hat, dass von diesem Selbstverständnis ein Fremdverständnis einfach funktioniert. Also aus einem natürlichen Bedürfnis heraus andere Leute kennenzulernen, weil man sich ja selbst kennt. Und dieses Bewusstsein einzurichten und unsere Arbeit als Künstler auch so zu verstehen, fände ich wichtig.

FK: Zum Beispiel die Entlarvung, die ich hier mache mit dem Fränkischen, wird in

anderen Gebieten auch so durchschaut. Es steckt ein Transfer Effekt drin. dass man entdeckt, obwohl die Sprache anders ist, es eigentlich gar nicht anders ist. Zu dem Entlarven kommt natürlich die rein lustvolle Auseinandersetzung mit der Sprache, der Klangreichtum, die Musikalität usw.. Und dann kann man auch Leute bewusst machen, dass sie in ihrer Sprache Formen der Poesie verwendet, die wirklich 'ne realistische Sprengkraft haben und die einfach gut ist. Und das geht hinein bis ins Kirchweihlied. Zum Beispiel: Wenns uns net meng, bau mer unser Bett in Weiher nei. Also balladenhaftes, wo unglaublich viel Poesie dahinter steckt. Und die Leut' die gsacht ham, Volksdichtung ist das und das, haben's immer zurecht gestutzt.

WZ: Um nochmal zurückzukommen wie man das Lokale benutzt, also nicht als Schranke sondern einfach als Ort, von dem man startet und die Tür aufmacht. Und den Ort als Lokales ganz ausschöpft.

FK: Das großartigste Beispiel dafür ist ja James Joyce. Der hat einfach Dublin bis zum Letzten ausgeleuchtet. Der ist davon ausgegangen, hat es als Basis benutzt und hat mehr damit erreicht. Und das ist bei den Amerikanern genau dasselbe. Faulkner ist ein anderes Beispiel:..... Das ist die Dialektik des Regionalen. Aus der Enge in die Weite.

Oder Finnegans Wake von Joyce. Nichts Irisches kann's doch nicht geben. Das basiert ja auf der schönen alten Ballade. Und natürlich unglaublich expandiert und aufgefüllt. Oder Hemingway und Michigan. Gerade Amerikaner, die loten immer einen gewissen Teil aus in ihrem Riesensland.

WZ: Die haben ja den Vorteil, dass sie nicht mit so 'nem kulturellen Fleckerlteppich konfrontiert sind. Sie können in's geografische eintauchen, brauchen sich aber nie darum zu kümmern, dass sie sich deshalb isolieren.

FK: Das ist eben der Nachteil unserer Geschichte einfach. Bei einer gewissen Geschichtslosigkeit ist es natürlich viel leichter sich vom Regionalen zu lösen und in etwas anderes einzutauchen oder offen zu sein, wie Du sagst. Aber ich bin ja an den Dialekt rangekommen, nicht um neue Regionalkultur aufzubauen. Aber wir sind auch in 'ner Biedermeierphase, einer Phase der Romantik wieder angelangt. Also diese Rückbesinnung, Volksliedersammlung und sonstiges. Das geht also immer in der deutschen Geschichte Hand in Hand mit der reaktionären Entwicklung in der Politik. Der Rückzug auf das Regionale. Und da unterscheidet sich meine Arbeit. Was ich dagegen mache ist SPURENSICHERUNG. Diese Spurensicherung, die wir betreiben, muss zeigen, was ist da drin in dieser Sprache. Was ist darin gut, dass es überleben kann. Dann setzen wir uns dafür ein, dass es

überleben kann. Aber die Beschäftigung damit ist gefährlich. Weil leicht der Schuss nach hinten losgehen kann.

WZ: Gut, Spurensicherung ist ein schönes Wort. Aber dies soll nur ein Ausgangspunkt sein. Der Schuss kann nach hinten losgehen, wenn man es als ein zeitlich unveränderbares hinstellt. Es stagniert immer, wenn man's aus dem Zusammenhang herausnimmt und als Objekt präsentiert. Aber wenn du hergehst und stehst zu der Realität mit all seiner kulturellen Kompliziertheit, Durchdringung und Vermischung und siehst das Regionale als nichts was in seiner Echtheit, die es sowieso nicht hat, erhalten werden muss. Sondern als Spielplatz eines Totalen, einfach als Weltausschnitt. Und dann soll man einfach auch dazu stehen, dass Bräuche, Situationen nicht mehr notwendig sind, weil sie die Menschen einengen. Und andere Bräuche und Situationen wichtig sind, weil sie die Menschen emanzipieren. Also mit einem Wort, dass man den Mut aufbringt, etwas was schmerzlich sein kann, die Sachen zu bewahren, indem man sie ändert. Und sich dabei von einer Grundüberlegung leiten lässt, Entfremdung zu reduzieren. Und wenn wir frühzeitig lernen, diese freiwillige Akkulturationsarbeit zu leisten, werden wir auch bestehen angesichts einer steigenden Nivellierung kulturellen Angebots hin zum Mittelgrad der Verträglichkeit.

FK: Man muss eben auf die sich je verändernden Kulturen reagieren. Für mich sieht das konkret so aus. Meine Sprache ändert sich ständig. Zum Beispiel den Schülerjargon mitaufzunehmen, dass dann zum Beispiel OKAY ein Fränkisches Wort ist, was jeder sagt. Oder: Das ist weltstark, das mach mer.

WZ: Und das ist keine Nivellierung. Es entspricht einem Äußerungsbedürfnis, das unveränderbar da ist, ein Impuls, der einfach mit immer anderen Worten belegt wird. Ob du jetzt ein echt bayrisches Wort sagst für den gleichen Impuls oder ein echt Englisches Wort ist ganz egal. Solange der Impuls nicht unterdrückt wird ist es okay. Und wenn jetzt Leute hergehen und sagen: Um Gotteswillen sag nicht "das ist groovy" weil es ein englisches Wort ist. Das ist reaktionär, weil es einen spontanen Impuls unterdrückt.

FK: Und der Witz ist ja der, dass die Sprachentwicklung dem Lügen straft, weil sie ein-

fach darüber weggeht. Es bürgert sich ein. Es wird geschluckt und dann umgewandelt in die Sprache.

WZ: Und wenn jetzt Leute mehr in Mc Donalds gehen ist es kein dem Amerikanismus verfallen sein, wie so einige mechanistisch Argumentierende sagen. Sondern es ist an der Oberfläche. Meistens einfach isst man Hamburger, weil sie billiger sind als Bratwurst mit Sauerkraut. Die Vorsicht gegenüber Amerikanismus ist ganz woanders wichtig. Nämlich in Tendenzen des Staates, die Durchsichtigkeit seines Systems dem Bürger gegenüber zu verschleiern und die daraus folgende Polarisierung von Bürger und Staat.

FK: Ich geh' sogar gern zum Mc Donald, weil ich gerade dort die jungen Leut reden hör, die ich sonst nirgends hör.

WZ: Und das ist der richtige Ansatz, wenn man herausfinden will. Was ist das VOLKSMUSIK oder VOLKSLIED oder KINDERLIED. Es ist eben was die Leute in Kneipen auf Kirchweihn auf der Straße, bei der Arbeit singt und nicht was in VOLKSLIEDSAMMLUNGEN steht. Und Musik ist nicht das, was doziert oder unterrichtet wird, sondern was gemacht wird. Und so werde ich auch die Sammlungen auswerten. Nach der Nähe zur Basis. Und das meint hier inwieweit das, was am spontansten ist. Und dann ist es eigenartigerweise egal, aus welcher Schicht sie kommen, ob gutbürgerlich oder schlechtbürgerlich, sondern nur, ob es spontan war. Diese Erfahrungen habe ich mit Kinderliedern gemacht, die ich auf der Straße aufgenommen habe. Ich weiß nicht, inwieweit das auch für Erwachsene zutrifft. Aber mit mechanistischen Konzepten kann man sicher nicht ran. Die empirische Erfahrung steht an erster Stelle. Und die Auswahl wird bestimmt durch den Grad der Spontaneität einer Äußerung.

FK: Rosa Luxemburg ist ja im Gegensatz zu Lenin immer von der Spontaneität der Massen ausgegangen. Und von einem spontanen Verhalten, das nicht kalkulierbar ist. Und damit|auch weg kommt vom begrifflichen Denken. Und da könnte ein Grund sein, wieder zum Regionalismus zurückzukehren, weil da ja noch vorbegriffliches Denken funktioniert. Es ist ein sinnliches Denken. Und in der Mundart werden eben Gefühle immer ausgedrückt. Und so ist Mundart eben nicht Mittelstandssprache, sondern eine Unterschichtensprache.